

Ludger Hoffmann
Utopisches Erzählen
Franz Kafka, Wunsch, Indianer zu werden

1.

1913 veröffentlicht Kafka in seinem ersten Buch „Betrachtung“ Texte, die er selbst „Stücke“, „Stückchen“, nennt. Darunter ist einer, der in der Forschung bislang wenig Aufmerksamkeit gefunden hat:

- (0) Wunsch, Indianer zu werden
- (1) Wenn man doch ein Indianer wäre,
(a) gleich bereit,
(b) und auf dem rennenden Pferde,
(c) schief in der Luft,
(d) immer wieder kurz erzitterte über dem zitternden Boden,
(d1) bis man die Sporen ließ,
(d11) denn es gab keine Sporen,
(d2) bis man die Zügel wegwarf,
(d21) denn es gab keine Zügel,
(d3) und kaum das Land vor sich als glatt gemähte Heide sah,
(e) schon ohne Pferdehals und Pferdekopf.
(F. Kafka (2003⁸) Die Erzählungen. Frankfurt: Fischer, 7 (segmentiert))

2.

Alltägliches Erzählen suggeriert eine Schnittstelle zu dem, was wirklich gewesen ist oder was als wirklich vorgestellt werden kann. Wirklichkeit ist nicht die bloße Oberfläche, die Zugänglichkeit der *res* und der Realitäten - wirklich ist, was von außen ins Innere, ins Wissen eindringt und dort verarbeitet, arrangiert, interpretiert wird auf der Folie des schon Gewussten. Es wird in der Diskurseinheit Erzählen ein „singuläres, für die Beteiligten und/oder den Zuhörer ungewöhnliches Erlebnis in der Vergangenheit (...), an dem der Sprecher mindestens als Beobachter beteiligt war“ (Hausendorf/Quasthoff 1996:11) als Element einer „narrativen Interaktion“ repräsentiert. Im Idealfall folgen die Rezipienten dem Erzähler, bis ihnen die Geschichte im Nachvollzug ein je eigenes Verstehensmuster liefert. Nachvollzug und Wertung werden im Diskurs unmittelbar (parallel und anschließend) zum Ausdruck gebracht. Erzähler sehen das Erkennen des Relevanzpunkts und einen Konsens über die Einordnung als Erfolg, während ein Ausbleiben oder das Verpassen der Pointe als Misserfolg erscheint, der interaktiv schwer zu heilen ist. Die Geschichte kann in eine geteilte Kommunikative Welt eingehen, sie kann sich integrieren als Beispiel für typische Verhaltensweisen und Kommunikationen, für skandalöse, traurige, lustige, aufregende - immer vom Normalitätswissen abweichende - Ereignisse, für Erfolge oder Fehlschläge der Aktanten, die mit seiner Identitätspräsentation in Deckung gebracht werden können. So ungewöhnlich das Erzählte sein mag,

so muss es doch anschließbar sein an das Erfahrungswissen, an die Rezipientenperspektive auf die Menschen und ihre Welt.

3.

Im literarischen Text ist die Äußerung nicht in eine Präsenz-Interaktion, in eine Sprechsituation eingebunden. Sie ist in ihrer Gestalt fixiert, kann mit ihrem Träger weitergegeben werden und zu verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Orten rezipiert werden. Auch als monologische Verkettungen sind sie auf bestimmte Rezeptionsweisen hin angelegt, die Rezipienten sind - auch in der abstrakten Form der generalisierten Mehrfachadressierung - Teil des Konzepts.

Verstehbarkeit ist die Ratio sprachlicher Form. Im Nachzeichnen der Form wird der Adressatenbezug deutlich, in der Form liegt die Autor-Leser-Interaktion begründet. Gegenüber mündlichem Erzählen, das die Möglichkeiten multimodalen Ausdrucks und manifester Hörerbeteiligung für die Kohärenzbildung nutzen kann, führt das literarische Erzählen zu einer offeneren, stärker gestalteten, die Möglichkeiten der Schriftlichkeit bis hin zum Layout einbeziehenden Struktur, in der (zumal in der Moderne) die Produktion (ironisch, distanziert, im intertextuellen Bezug etc.) mitreflektiert sein kann. Die Lektüre kann nicht-linear erfolgen, zurückgreifen, sistiert werden - sie erlaubt mit dem Transfer in andere Zusammenhänge den Rezipienten vielfältige Wissens- und Situationsverknüpfungen, Anschlussdiskurse und Fortsetzungen, kritische Bearbeitungen und Gegentexte. Der Entlastung von der Aufgabe interaktiver Einbettung (vgl. Hausendorf/Quasthoff 1995: 134ff.) stehen die Unzugänglichkeit von Autor und faktischem Produktionskontext, eine möglicherweise nicht mehr ganz geteilte Sprachform und somit eine Expansion der Komplexität in der Rezeption gegenüber, die in Hermeneutik und Literaturtheorien bearbeitet worden ist.

4.

Im Folgenden wird der Kafka-Text in seiner sprachlichen Form¹ aus pragmatischer Perspektive analysiert und damit ein Verstehensprozess modelliert, der sich strikt an den grammatischen Manifestationen orientiert. In dieser linguistischen Verfahrensweise ist keine Neuauflage der viel kritisierten textimmanenten Interpretation zu sehen, aber doch ein *close reading*, das maximale Nähe zur sprachlichen Gestalt, den darin manifesten funktionalen Prozeduren und so zu einer basalen Bedeutung des Textes sucht. Auf dieser Grundlage sind dann Verortungen in Diskurskonstellationen der Zeit, in gesellschaftlichen oder kulturellen Zusammenhängen - also in der Weise der *Kritik* - möglich. Die Orientierung an Form und Musterhaftigkeit ist selbst angeschlossen an das gesellschaftliche Fundament der Sprache, die in menschlichen Kooperationen und Praxen verankert ist. In einer pragmatischen Sicht sind die Rezipienten zentral gestellt, denn die Funktion der sprachlichen Mittel erschließt sich aus den interaktiven, adressatenbezogenen Prozeduren, in denen sie ihre Zwecke ansteuern. Das Gemeinte muss verstanden und in Handlungskon-

¹ Die Interpretation dieses Textes von Feldbusch (2003) verfehlt diese Form mangels grammatischen Instrumentariums weitgehend und ist insoweit unfundiert.

sequenzen umgesetzt werden können. Handlungsanschluss, Fortsetzungserwartungen, thematische Linien, Relevanzen verweisen auf die mentale Seite der Interaktion (Handlungswissen, Diskurswissen/Laufwissen, Sprachwissen), auf die Wissensprozessierung und Wissensverarbeitung, mit der ein Verstehen sich einstellen mag.

5.

Der Titel des Textes erscheint unverschlüsselt, in ihm ist die Illokution als Wunsch vergegenständlicht, ohne dass ein Aktanten-Subjekt gegeben ist; der generische Charakter eines Wunsches schlechthin wird auch durch Determinativlosigkeit verdeutlicht. Komplement ist die Prädikation *Indianer werden*. Im Symbolfeldausdruck *Indianer* mag man die romantische Sehnsucht nach dem freien, edlen Wilden sehen und etwa an Figuren Karl Mays oder J. F. Coopers denken, vielleicht auch an die Anfangsszene des Romanfragments „Amerika“ (1912), in der Karl Roßmann die Freiheitsgöttin im Sonnenlicht sieht. Biographisch wissen wir von Kafkas Interesse an Indianern beider Amerikas und seiner Lektüre von Auszügen aus ethnographischen Reiseberichten in „Schaffsteins Grüne Bändchen“ (Binder 1997/1998).

Das *werden* symbolisiert die Dynamik des Übergangs - in der nominalen Form Infinitiv jenseits von zeitlicher oder modaler Verankerung charakterisiert. Das ist ein Identitätswechsel voller Dramatik und mit Paradoxie: Kann man einfach ein Anderer werden? In der „Verwandlung“ wird Gregor Samsa schrecklicher Weise zum Käfer, hier wird ein positiver Wunsch nach Identitätswechsel formuliert. Zum Titel liefert der Text die Explikation: ein generalisiertes Person-Subjekt und die Spezifizierung, was es hieße, wie es sein sollte, Indianer zu sein. Der Titel thematisiert, der Folgetext liefert das Rhema, die Prädikationen dazu.

Der Text beruht auf der Minimalform des Ausdrucks eines Gedankens, einem Nebensatz, der allerdings durch eine Reihe von Zusätzen ausgebaut ist. Er wird also nicht einmal (wie andere von Kafka) nur durch einen einzigen Hauptsatz konstituiert, er beschränkt sich auf das Antezedens einer Konditionalkonstruktion. Das *wenn* löst von der Einbindung in die Gegenwart, in der etwas über die Dinge, wie sie sind, gesagt werden kann. Ursprünglich führt das (ahd./mhd) Adverb *wanne/wenne* (zum idg. Stamm **k^wo-* (n. Kluge 2002)) in ein distanziertes, vergangenes Zeitintervall (‘einstmals’) und entwickelte sich in funktionaler Differenzierung über einen temporalen Subjunktor (‘sobald’) zum Markierer eines bedingenden Sachverhalts (Antecedens), an den ein Consequens gekoppelt ist. Die Konditionalstruktur bildet einen zeitenthobenen, gedachten, erschlossenen, postulierten Zusammenhang, in dem Komplexe wie Voraussetzung-Folge, Ursache-Wirkung, Bedingung-Ereignis lokalisiert werden können. Im Wissen, in der Konstruktion, in der Fiktion, im Rollenspiel bewegt man sich mit dem Konjunktiv II, der von der distanzierten (Präteritum) Realität (Indikativ) löst und den Äußerungsmodus Optativ markiert. Für eine erwartete, vermutete Realität wird eine präsentische Form im Indikativ genutzt (*Morgen regnet es/ wird es regnen*). In diesem Text wird im gedachten Wunsch-Raum eine Welt entworfen, in der der Wunsch wahr ist. Wahr ist er kontrafaktisch, und das wird durch *doch* verdeutlicht. Mit *doch* werden stets zwei Gedanken verbunden, deren erster, die Kontrastfolie, nicht manifest sein muss. Diese Folie erfährt

durch den zweiten Gedanken eine aktuelle Einschränkung. Explizit ist die Kontrastfolie in der Koordination mit *doch* als Konjunktoren, der einer höheren Stilebene zugehört (p, (*je*)*doch* q). In der alltäglicheren Verwendung als Abtönungspartikel bleibt der Gedanke p, von dem der Schreiber/Sprecher sich einschränkend absetzt², implizit und nur der zweite Gedanke q, der p mit besonderer Gewichtung überbietet, kommt zum Ausdruck. Hier ist, was implizit bleibt und paradoxerweise einzuschränken ist, die reale Identität eines Menschen, eines *man*. Das Indefinitum *man* ist eine Abstraktion aus dem symbolischen *Mann* („Mann, Mensch“), in die jede Person eintreten kann (die feministische Diskussion hat ihm den oppositionellen Ausdruck *frau* an die Seite gestellt, der mittlerweile selten geworden ist). Dieses Indefinitum hat genuin nur Nominativformen (neben Ersatzformen aus *ein-*), ist also auf die Rolle des Subjekt-Aktanten zugeschnitten. Die Prädikationen, mit denen *man* verbunden wird, haben repetitiven Charakter oder formulieren generalisierte Handlungen oder Erfahrungen, die unterschiedlichen Personen zugeschrieben werden können.

In den Folgeäußerungen (a-e) wird die Erwartung durchbrochen, dass bedingte Ereignisse oder Zustände formuliert würden, etwa solche, die mit dem Leben von Indianern zu verbinden wären. Vielmehr werden nur das Nachfeld und das Außenfeld des *Wenn*-Satzes gefüllt, der Autor geht über das Antecedens an keiner Stelle hinaus. Mit dem Nachfeld kann eine das Mittelfeld entlastende Informationsverteilung vorgenommen werden (z. B. durch nachgetragene Thematisierung), in der Mündlichkeit können Nachträge Planungs- oder Realisierungsdefizite reparieren. Im Außenfeld finden sich Beiträge, die - vergleichbar der Linksanbindung - nicht syntaktisch integriert werden können (z. B. Augmente wie *...ja, ne, Frau Meyer*, nachgeschobene Thematisierungsausdrücke wie in *da sah sie es, das Monster*. Durch veränderte thematische Organisation und Gewichtung verteilt sich die Information anders. Die Streckung erhöht die Spannung, es kommt zu geringerer Kompaktheit im Mittelfeld und die Äußerung kann besser nach Relevanzprinzipien verarbeitet werden: Schweres und Wichtiges folgt auf den Kern, wichtige Umstände eines Geschehens beispielsweise werden erst nach seiner Darstellung präsentiert. Mündliche Nachträge mit Reparatur- oder Ergänzungscharakter beziehen ihr Gewicht manchmal nur daraus, dass im Hörerplan eine Umstrukturierung erforderlich ist und der Hörer dies wahrnehmen soll; aber auch sie können die Hauptgewichtung im Satz tragen, zumal wenn es sich um „schwere Glieder“ (Behagel) handelt.

Der Text folgt in 1(a-b) der Ereignislogik (Bereitschaft vor der Aktion). Es wird das Verfahren gewählt, die prädikative Gruppe als eingebettet zu markieren (mit Kommata) und die Präpositionalgruppe (lokales Adverbial) koordinativ an den *Wenn*-Satz anzubinden. Mit *gleich bereit* wird ein Zustand vor einer Fahrt, einer Reise, einem Ritt spezifiziert, wobei das Ereignis selbst nicht ausgedrückt ist (Ellipse). Auch die Lokalisierung *auf dem rennenden Pferde* setzt elliptisch einen Zustand oder ein Ereignis voraus, das aus dem thematischen Sachverhalt des *Wenn*-Satzes zu ge-

² „Die prinzipielle Geltung von p ist insofern einzuschränken, als q gilt.“ - so habe ich die Semantik von *doch* in Zifonun/Hoffmann/Strecker 1997:2412) beschrieben.

winnen ist. Insofern ist die Präpositionalphrase als Analepse (Hoffmann 1999) zu behandeln.

Die Adkopula *bereit* ist verwandt mit *reiten*, (idg. *reidh-* ‚fahren‘, ahd. *ritan*, *reit* ‚reiten‘, mhd. *gereite* ‚fertig für die Fahrt, den Ritt‘ (n. Pfeifer 1989)), aktualisiert ist also ein syntagmatisches, Textelemente konnektierendes Feld, zu dem *Pferd*, *bereit*, *reiten* gehören. Die Bereitschaft ist mit dem (hier temporalen Adverb) *gleich* unmittelbar angebunden an einen imaginären Startpunkt.

Von (a) als Basiszustand aus wird eine Aktionsreihe gestartet, die eine abstrakte Person auf einen atemlosen Ritt schickt. Sprachlich ist sie komplett an das Antecedens angebunden, dessen Consequens ausbleibt. Es wird entfaltet, was es heißt, *Indianer* zu sein. Es ist nicht die Rede von der mühseligen Existenzweise eines indigenen Jägers und Sammlers. Dargestellt wird als symbolisch überhöhtes Charakteristikum ein Ritt *auf dem rennenden Pferde*. Die Ingredienzen eines solchen Ritts werden durch die Determinative als den Rezipienten zugänglich unterstellt. *Das Pferd* ist nicht konkret, sondern ein generischer, als solcher zugänglicher Symbolausdruck. Tiere funktionalisiert Kafka öfter für symbolische Überhöhung, sie können menschliche Eigenschaften haben, reflexionsfähig erscheinen, man denke an den Affen als Subjekt der Akademie-Rede, sprechende Schakale in „Schakale und Araber“.

Der Reiter liegt *schief in der Luft*. Er orientiert sich am Wind, trägt so selbst bei zur Beschleunigung. Er hat nicht den Habitus eines Herrenreiters, den Kafka glossiert hat:

„Zum Nachdenken für Herrenreiter

Nichts, wenn man es überlegt, kann dazu verlocken, in einem Wettrennen der erste sein zu wollen.

Der Ruhm, als der beste Reiter eines Landes anerkannt zu werden, freut im ersten Krawall des Orchesters zu stark, als daß sich am Morgen danach die Reue verhindern ließe.

Der Neid der Gegner, listiger, ziemlich einflußreicher Leute, muß uns in dem engen Spalier schmerzen, das wir nun durchschreiten nach jener Ebene, die bald vor uns leer war bis auf einige überrundete Reiter, die klein gegen den Rand des Horizonts anritten...“

(Bohemia 83, Nr. 86, 27.3.1910)

Lächerlich ist der Sieger in diesem *Kinderspiel*, das nichts gemein hat mit dem Ritt als Indianer. Nicht zu vergleichen auch die aufrechte Haltung des Dressurreiters.

An den *Wenn*-Satz im Verfahren der Juxtaposition koordinativ angeschlossen ist der Satz (d), in dem das Subjekt wie in (1) personal gedacht werden muss (*man* = Reiter). Die Dynamik des Ritts, die Bewegungen des Pferdes lassen den Reiter in wiederkehrenden Intervallen ebenso erzittern wie den Boden als Resonanzfläche, beide sind passive Empfänger der Wirkung einer Kommunikation mit dem Träger der Bewegung. Syntaktisch sind die beiden Wirkungsfelder wiederum durch Reihung getrennt, der *zitternde Boden* ist ins Nachfeld gerückt.

Die Wirkungen sind spürbar genau so lange, bis ein anderes Ereignis einsetzt. Die *bis*-Sätze markieren die Ablösung eines abgeschlossenen Ereignisses durch ein tem-

poral anschließendes. In der üblichen Weise steuert der Reiter sein Pferd durch kommunikative Mittel. Er kann Sporen zur Kommunikation mit dem Pferd über seine Füße einsetzen. Sporen aus Metall üben (verglichen mit den Schenkeln) einen härteren Druck auf die empfindlichen Flanken aus und initiieren den Fluchtreflex, lassen Pferde rennen und unter Umständen gar springen. Ohne diese Mittel läuft das Pferd aus natürlichem Antrieb. Ein anderes Mittel ist die Kommunikation über die Zügelführung (Hand zum Maul), mit der die Gangart gesteuert wird (und natürliche Impulse unterdrückt werden). Der Nichtgebrauch wird mit der Nichtexistenz von Sporen oder Zügeln begründet (*denn*-Sätze (d11, d21)). Mit *denn* eingeleitete Sätze haben ein assertives Potenzial im Verhältnis zur Illokution des vorangehenden Hauptsatzes. Mit der Begründung bringen sie die Bezugshandlung zur Geltung, machen also etwa eine Behauptung oder Frage für die Rezipienten plausibel, eine Aufforderung akzeptierbar. Insofern unterstützen sie die Verarbeitung im Wissen, die Laufwissen und Handlungswissen ins Verhältnis setzt. Sie reorientieren auf den Vorgängersatz und sichern dessen illokutiven Zweck gegenüber möglichen Problemen, indem sie eine Begründung markieren.³ Diese Funktionalität von *denn*⁴ wird hier konvertiert: Die Präsuppositionen von (d1) und (d2) werden aufgehoben, die Sätze im Nachhinein für nicht wahrheitsfähig erklärt.⁵ Retrospektiv werden willentliches Weglassen (d1) oder Wegwerfen (d2) suspendiert.

Im Text werden die Rezipienten in der Vorstellung, in einem Raum des Möglichen orientiert und eine Deutung könnte sein, dass der Reiter - ungeachtet subjektiver Wahrnehmung - nichts hat, womit er das Pferd lenken oder bremsen könnte, so dass jeder Gedanke an den Einsatz solcher Mittel und eine Finalisierung dieser Bewegung, mit der die Fesseln des Alltags abgestreift sind, aufzugeben ist. Jeder willentliche Einfluss auf das Pferd, d.h. auf die Bewegung ist ad absurdum geführt. Die Fantasie nimmt ihren Lauf. Das *Pferd*, die Bewegung ist nicht aufzuhalten, ist nicht zu lenken. Es bleiben nur die visuelle Kontrolle als Vorstellung, die Bewegung und Raum ins Verhältnis setzt. Auch sie wird in letzter Steigerung fragil: *man sieht kaum Land vor sich*, die Bodenhaftung geht verloren. Der sichere Grund eines erdgebundenen Wesens verschwindet, der Boden ist *kaum* mehr im Oberflächendetail, als *glatt gemähte Heide*, sichtbar und beschreibbar. Die *gemähte Heide* symbolisiert die Zivilisation, in der auch Wildpflanzen, die eine Nahrung für das Haustier Schaf liefern, gepflegt und gemäht werden. Die beschleunigte Bewegung lässt *kaum* noch das Kultivierte erkennen, sie erhebt sich darüber. Es ergibt sich eine perspektivische Mehrdeutigkeit, die nicht aufzulösen ist: Gemeint sein kann *das Land vor sich* oder *das Land*, das man *vor sich* sieht - je nach Verständnis der Präpositionalphrase als Attribut zu *Land* oder Komplement zu *sah*. Ein Reiter sieht den Boden als sich bewegenden Hintergrund zu *Pferdekopf* und *Pferdebals*. Mit *schon* p wird eine Erwartungs-

³ Eine genauere Bestimmung habe ich in Zifonun/Hoffmann/Strecker 1997:2437ff. gegeben.

⁴ Im 18. Jh. erst hat sich *denn* vom zugrunde liegenden *dann* (< *danne/denne*, ursprünglich ein - um -n erweitertes -, temporaldeiktisches Adverb, vgl. Kluge 2002:180) gelöst und eigenständig zum Konjunktoren entwickelt.

⁵ Das ist die Position von Strawson (1974) im Streit mit Russell (1971); für Russell war ein solcher Satz falsch. Alternativ kann man annehmen, es komme gar nicht erst eine Proposition zustande (Heim 1991:489).

divergenz gekennzeichnet, die sich auf das Eintreten eines Ereignisses bezieht, das Ereignis kann früher oder später sein, relativ zu dem, was als Normalablauf gilt. Der mit *schon* eingeleitete Nachtrag spezifiziert eine Wahrnehmung, die sich von der Gebundenheit der Perspektive löst, die letzte Sicherheit, an die man sich klammern kann (*Pferdehals*) und mit dem *Pferdekopf* auch den ursprünglichen Bewegungsträger suspendiert. Es entsteht in der Progrezienz des Textes eine Einheit aus Person und Bewegung. Der Wunsch braucht die Leiter - den Indianer - und das Beschleunigungsmittel nicht mehr, er selbst bekommt Flügel, hebt ab und befreit sich von der Bodenhaftung, ja beinahe von der Wahrnehmung eines Bereichs der kultivierten Welt. Die aktionale Serie schlägt um in eine neue Qualität reinen Inhalts. Die Pointe liegt darin, dass der Rezipient selbst im Nachvollzug aus dem Umriss eine Konkretion des gewünschten Identitätswandels gewinnt. Im Ergebnis des Verstehensprozesses über die einzelnen Stufen des Textes benötigt er den Autor und die Geschichte - ohne die er nichts so weit gekommen wäre - nicht mehr.

6.

Ist dies eine Erzählung, auch wenn man das nicht einfach zu begrenzende Potenzial der literarischen Form in Rechnung stellt? Der Begriff des Erzählens beinhaltet die geordnete Folge von Ereigniskomponenten, im Ausdruck steckt *zählen* (ahd. *zellen*), die Aufzählung also.

Labov, Pionier linguistischer Erzählforschung, hat die temporale Verkettung als Strukturkonstituente der alltäglichen Erzählung herausgearbeitet. Demgegenüber hat Quasthoff (1980) die Linearisierung als komplexe Realisierung eines Plans, zu dem die „kognitive Geschichte“ gehört, beschrieben und in einer semantischen Relationierung von Informationseinheiten fundiert.

Kafka spezifiziert den Wunsch nicht als Bedingung des Übergangs zu einem Zielzustand (Wenn ich im Lotto gewinne, bin ich reich). Seine Geschichte konkretisiert den Wunsch in die Abstraktheit einer Transformation der Identität, die vom Hier und Jetzt, den Beschränkungen der Bewegung, des Raumes, der Mittel löst und pure Ungebundenheit darstellt. Die Transformation wird in drei Zeitphasen dargestellt, die eine narrative Linie bilden:

- (t1) Phase der Bereitschaft zu unmittelbarem Übergang in einen Prozess (a)
- (t2) Phase der beschleunigten Bewegung mittels eines Trägers, als Ritt auf dem Pferd symbolisiert (b-d)
- (t3) Phase der befreiten Bewegung, losgelöst von raum-zeitlicher Bindung, hin zu einem reinen Wunsch (d1-e).

Dieser Teil ist im narrativen Tempus Präteritum formuliert, das prinzipiell Gegenwartsdistanz ausdrückt und auch die Bewegung in einer symbolisch vorgestellten Welt erlaubt. Der Rahmen bleibt die im *Wenn*-Satz mit Konjunktiv II dem Rezipienten eröffnete Wissenswelt des Möglichen. Eine Welt, in der Wünsche spezifisch und konkret werden und Folgen haben können (*wenn ... dann*), in der Märchen wahr und Zukünfte gegenwärtig sein können. Eine Welt, die sogar den reinen

Wunsch ermöglicht. Solche Welten zu konturieren gehört zu den alten Geschäften der Literatur. Hier aber hält der sprachliche Revolutionär Kafka an der Eingangskonstellation inne und beschränkt sich darauf, sie erzählend - im narrativen Präteritum - in drei Schritten zu einer reinen Utopie zu entfalten. Sie nimmt ihren Ausgang bei der Projektionsfigur des Indianers, der im Einklang mit der Natur lebt, mit dem Pferd eine Einheit zu bilden vermag, die keiner Sporen und Zügel bedarf. Und wenn die Figur dem Wunsch Flügel verleiht, die Ablaufdynamik in Gang gesetzt ist, werden Figur und Bewegungsmittel nicht mehr gebraucht. Es bleibt die Dynamik des Wunsches, dessen Leerstelle die Rezipienten füllen können.

Der Sinn einer solchen Erzählung ist nicht, eine Geschichte nachvollziehbar zu machen, die in einem bestimmten Relevanzpunkt kulminiert, aus der eine Lehre zu ziehen ist. Das narrative Fragment führt in einen Vorstellungsraum, um ihn erzählend zu entgrenzen. Die Bewegung führt zurück auf die Ausgangskonstellation des Wunsches; überantwortet die Konkretion durch das je Eigene den Rezipienten.

Wir haben das sprachliche Verfahren Kafkas nachgezeichnet: die Wahl der Form für eine Wissensbearbeitung, die nur so und nicht anders möglich ist. Ohne die minimale Narration ist die Öffnung in die Weglosigkeit des reinen Wunsches bloßes Postulat. Eine konkrete Füllung durch den Erzähler wäre das triviale Ende dieser Utopie gewesen. Kafkas Genialität liegt darin, die Nicht-Fassbarkeit des Möglichen einer konkreten, individuellen Utopie zugänglich zu machen.

Literatur

Binder, Hartmut (1997/1998) Frauen in Kafkas Lebenskreis. Irrtümer und Unterlassungen in der Kritischen Edition seiner Tagebücher I-II. In: Sudetenland 39 (1997) 4, 337-370, 40 (1998) 1, 14-58

Feldbusch, Thorsten (2003) Unwirklich sind die Dinge. Syntaktisches Reiten. In: Scheuer, Hans Jürgen / Hartlieb, Justus von / Salmen, Christina / Höfner, Georg (Hg.) Kafkas Betrachtung Lektüren. Frankfurt: Lang, 174-182

Kafka, Franz (2003⁸) Die Erzählungen und andere ausgewählte Prosa. Originalfassung. Frankfurt: Fischer Taschenbuchverlag

Hausendorf, H./Quasthoff, U. M. (1996) Sprachentwicklung und Interaktion. Opladen: Westdeutscher Verlag

Heim, I. (1991) Artikel und Definitheit. In: Stechow, A.v./Wunderlich, D. (Hg.) Semantik. (HSK 6) Berlin: de Gruyter, 487-534

Hoffmann, Ludger (1999) Ellipse und Analepse. In: J. Rehbein/A. Redder (Hg.). Grammatik und mentale Prozesse, Tübingen: Stauffenburg, 69-91

Kluge (2002²⁴) Etymologisches Wörterbuch. Berlin/New York: de Gruyter

Pfeifer, W. et al. (1989) Etymologisches Wörterbuch des deutschen. Berlin: Akademie-Verlag

Quasthoff, U. M. (1980) Erzählen in Gesprächen. Tübingen: Narr

Russell, B. (1971/1905) Über das Kennzeichnen. In: Russell, B. Philosophische und politische Aufsätze. Stuttgart: Reclam, 3-22

- Stach, R. (2008²) Kafka. Jahre der Entscheidungen. Frankfurt: Fischer Taschenbuchverlag
- Strawson, P. F. (1974/1971) Bezeichnen. In: ders. (Hg.) Logik und Linguistik. München: List, 83-117
- Zifonun, G./Hoffmann, L./Strecker, B. (1997) Grammatik der deutschen Sprache. Berlin/New York: de Gruyter